



Im letzten Augenblick.

Von Ernst Ludwig Vager.

Zwei Nächte hindurch hatte Maxim Jagusch vergeblich versucht, ein paar Stunden Schlaf zu finden. Die furchtbaren Schmerzen hielten ihn wach, seine brennenden Augen bohrten sich fiebernd in die Dunkelheit, er hörte jeden Schlag der Tür, zählte jede Viertelstunde. „Wie grauenhaft lang, wie ewigkeitslang doch die Nächte sind, wenn man nicht schlafen kann“, grübelte er. Seine Stirn war naß vor Schweiß, zusammengekrümmt lag er unter der Decke und preßte krampfhaft eine Ede des Kopfstiffens in den Mund, nur damit Gertrud nicht sein leises Wimmern hören, ihn bemitleiden oder gar verachten könnte. Sicher würde sie ihn verachten — sie war so jung, so gesund, strahlte vor Kraft. Und er — nun eigentlich war er ein alter Mann mit seinen fünfzig Jahren. Heute wurde es ihm bewußt. Heute war er überzeugt davon, daß man sich niemals seine Jugend zurückerobern kann. Auch dann nicht, wenn man ein so junges Weib heiratet, wie Gertrud war.

In diesen Nächten aber, in diesen gequälten, schlaflosen, schlimmen Nächten, wurde plötzlich alles illusorisch, alles fragwürdig. Sein ganzes Leben — und seine Liebe. Warum hatte Gertrud ihn genommen? Warum hatte sie, als er sie um ihre Hand bat, so rasch, so freudig beinahe „Ja“ gesagt? Aus Liebe? Damals hatte er es geglaubt und war glücklich gewesen in diesem Glauben. Aber jetzt . . . Kann ein Mädchen einen Mann lieben, der fast dreißig Jahre älter ist? Der reif ist, gesetzt, nüchtern — allzu reif, allzu gesetzt für ein so sprühendes Temperament! Es fiel ihm plötzlich schwer, daran zu glauben.

Und wenn nicht — wenn sie ihn nicht liebt? Warum hatte sie ihn dann geheiratet? Nur aus Berechnung? Nun — er wollte diesen Gedanken nicht zu Ende denken. Er wollte seine Frau nicht durch derartige Vermutungen beleidigen, nicht annehmen, daß sein ganzes Leben, dieses ganze sogenannte Glück des letzten halben Jahrzehnts, auf einer einzigen großen Lüge aufgebaut sei.

Am Morgen nach dieser zweiten Nacht mußte er sich am Waschtisch festhalten, um nicht hinzuschlagen. So schwach war er geworden. Seine Frau beobachtete ihn be-

jorgt und unruhig. „Was ist dir bloß?“ fragte sie, den Arm um seinen Hals legend, „ist dir nicht wohl? Du bist ganz grau im Gesicht.“

Er zwang sich ein Lächeln ab. „Ach nichts“, erwiderte er mit nachlässiger Handbewegung „eine leichte Unpäßlichkeit — es wird vorübergehen.“

Aber er wußte; „es geht nicht vorüber — von allein nicht.“ Und deshalb nahm er auch nicht den gewohnten Weg zu seiner Arbeit, sondern ging statt dessen zu seinem Freund, dem Doktor Arhus, der Arzt und Chirurg war. Arhus war noch vor wenigen Tagen bei Jagusch gewesen. Um so überraschter war er, jetzt seinen Freund vor sich zu sehen, mit schlaffen, hängenden Wangen und fieberig glänzenden Augen.

Er untersuchte Jagusch sehr genau, machte plötzlich ein überaus ernsthaftes, bedenkliches Gesicht.

„Ist es so schlimm?“ fragte Maxim und fühlte, wie seine Hände kalt wurden. Dr. Arhus zuckte verlegen mit den Schultern.

„Was fehlt mir?“ bohrte der Kranke weiter. Der Arzt stammelte einen lateinischen Namen, den Jagusch nur halb verstand, mit dem er keine Vorstellung zu verbinden vermochte.

„Operation?“

„Ich würde es empfehlen — ich würde es dringend empfehlen!“

„Ich bin nicht feige, aber ich habe eine Abneigung gegen operative Eingriffe, wenn sie nicht — wenn sie nicht unbedingt erforderlich sind.“

Arhus legte ihm die Hand auf die Schultern, sagte heiser, beschwörend fast:

„Maxim — laß mich offen sein. Es ist dringend erforderlich. Es gibt keine andere Rettung. Und jeder Tag ist kostbar . . . jede Stunde beinahe!“

„Zieh mich nicht an“, ächzte er, „sieh mich nicht an. Und verachte mich nicht. Du weißt . . . wir haben bei Langemarck zusammen gelegen und bei Arras — und in den Argonnen. Du kennst mich . . . ich bin nicht feige sonst. Aber jetzt, hier habe ich Angst, so schreckliche Angst. Ich werd's nicht überleben.“

„Es ist eine Operation, die viele über-

standen haben, die weniger kräftig waren als du es bist. Man muß nur glauben. Und dein Herz ist gesund und stark!“

„Ich kann mich noch nicht entscheiden. Verzeih — aber ich muß es mir überlegen.“

„Nicht zu lange, mein Freund — nicht zu lange. Es geht — wirklich, es geht ums Leben!“

Jagusch taumelte die Treppe herab — er mißte sich am Geländer festhalten, um nicht zu fallen. „Ich werde noch einen anderen Arzt aufsuchen“, dachte er. „Er kann sich irren — Arhus war immer ein Schwarzseher.“

Der andere wollte ihn gleich da behalten, in seiner Privatklinik. Er war heftig, allzu energisch. „Mann“, brüllte er beinahe „und Sie laufen noch auf der Straße herum?“ Jagusch, diese Art nicht gewöhnt, war ganz Ablehnung. „Was ist's?“ fragte er kurz. „Mit dem Wagen, nicht wahr?“

„Das auch — ja. Da hat sich ein Geschwür gebildet, das jeden Augenblick Vergiftung der Blutbahn.“ Der Arzt überstürzte sich fast mit seinen Worten.

„Vielleicht komme ich am Nachmittag wieder“, flammelte Jagusch. „Ich muß noch eine wichtige Angelegenheit ordnen.“

Er schleppte sich nach Hause. Er wollte sehen, wie seine Frau die Sache aufnahm — viel würde er daraus erfahren. Manches erfahren, von dem, was ihn in diesen letzten schlimmen Nächten gequält und beschäftigt hatte.

Aber Gertrud war nicht zu Hause — die Nachbarin bestellte einen Gruß und „sie sei zu ihrer Mutter gefahren die angerufen hat. Sie ist nicht ganz wohl. Sie würde gegen sechs Uhr zu Hause sein.“

Jagusch kopfnickte kurz. Wie seltsam das alles zusammenwies! Würde er bis sechs Uhr warten können? Die Schmerzen begannen sich wieder zu melden, es gab Augenblicke, wo sie unerträglich wurden.

Er aß nichts — es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, irgend etwas in sich aufzunehmen. Ging in sein Zimmer und lehnte sich stöhnend an seinen Tisch.

Um vier Uhr ging er weg. Vorher schrieb er ein paar erklärende Worte auf einen Zettel, den er auf den Tisch niederlegte. Er bemühte sich, die Sache als harmlos darzustellen — seine Frau sollte nicht

merken, wie angstvoll sein Herz flatterte in diesem Augenblick.

Arhus sagte nicht viel. „Ich habe dich erwartet“, meinte er ernst und nüchtern. Und wirklich war schon alles zu der Operation vorbereitet. Eine knappe halbe Stunde später lag Jagusch ausgestreckt und angeschnallt auf dem Tisch — der Arzt und die Schwestern hantierten mit ruhigen, sachlichen Bewegungen zwischen all den blinkenden, blühenden Geräten, den Messern und Pinzetten.

Arhus legte ihm das Chloroformgetränkte Tuch auf den Mund. „Langsam zählen“ befahl er. Maxim gehorchte, obgleich der süßliche Geruch ihm Uebelkeit erregte. Aber als er bis fünf gekommen war, fiel sein Blick durch die halb geöffnete Tür ins Nebenzimmer, ihm war's, als sehe er Gertrud.

„Also doch“, dachte er, und Mut und Trauer erfüllten ihn ganz. „Hier ist sie — hier. Und nicht bei ihrer Mutter. Sie hat mich belogen, sie hat...“ Es ist ein Komplott, man will mich töten!

Er wollte schreien „Hilfe — ein Mensch wird ermordet! Hilfe! Hil...“ Aber er bekam keine Silbe über die Lippen. Mit dem letzten Aufwand von Kraft warf er den Kopf zur Seite, die Maske fiel zu Boden. Wie durch ein Wunder bekam er Arme und Beine von der Verschmürung frei. Es gelang ihm aufzustehen. Arhus hielt das Messer, das blühende, tödliche Messer

schon in der Hand. Ein rascher Zugriff, ächzend sank der Arzt auf den Teppich, den ein breiter Blutstreck rötete.

An der Tür stand Gertrud — sie hatte die Hände ausgebreitet, als wollte sie ihm den Durchgang wehren. Nein — er wollte sie nicht berühren, sich nicht an ihr vergreifen.

Da war das Fenster — ein Griff — ein Sprung, und er war im Garten. „Gerettet“, wollte er jauchzen, „gerettet!“ Aber da kamen wieder die Schmerzen, diese grauenhaften Schmerzen. Er wollte laufen, um auf die Straße, um aus dem Bereich dieses Hauses zu kommen. Statt dessen mußte er sich zusammenducken, niederklauern — unter irgendeinem Busch.

Er fühlte, wie er ohnmächtig wurde. Lange mußte er bewußtlos so gelegen haben. Endlich öffnete er langsam die Augen.

„Es riecht so süßlich“, flüsterte er vor sich hin, immer noch an den Busch denkend. Suchte ihn mit den Blicken. Aber was er sah, war das Gesicht des Arztes, seines Freundes Arhus, das ruhig und aufmerksam über ihn gebeugt war.

„Da — das ist nun mal so beim Chloroform“, sagte er.

Und neben ihm, neben seinem Bett, saß Gertrud. Sie hielt seine Hand in der ihren, streichelte sie liebevoll und lächelte unter Tränen. Ihre schönen großen Augen waren laut und süßlich.

Im Gefängnis.

Im Zeitalter der französischen Revolution erlebte Vidocq, ein ehemaliger Galeerensträfling, seinen Aufstieg zum Polizeichef von Paris, um bald darauf wieder in die Tiefe gestürzt zu werden. Zweifellos gehört Vidocq zu den interessantesten Persönlichkeiten jener Zeit, darüber hinaus aber bilden seine Erinnerungen ein historisch bedeutendes Dokument aus einer großen Gesichtsepoche. Diese Lebenserinnerungen werden unter dem Titel „Vom Galeerensträfling zum Polizeichef“ demnächst in Buchform (Preis: M. 4.80, für Mitglieder Sonderpreis) erscheinen. Wir veröffentlichen heute aus dem genannten Werk mit Genehmigung der Bücherkreis G. m. b. H. (Berlin SW 61) die folgende Erzählung:

Zu Lille machte ich die Bekanntschaft eines alten Zigeuners, namens Christian, der auf die Dörfer zog, das Vieh kurierte, den „bösen Blick“ abwandte, Liebestropfen verkaufte und stahl, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Ein paar Tage leistete ich ihm Gesellschaft auf seiner Wanderung von Ort zu Ort, verbrachte auch einen Abend im Kreise der Zigeunerhorde, deren Anführer er war, aber auf die Dorer konnte mir ein solches Gewerbe, das gefährlich und wenigstens für mich, der ich ja nur Helfersdienste zu leisten hatte, wenig einträglich war, nicht gefallen. Ich ließ also Christian allein gehen und suchte in Lille andere Möglichkeiten, mein Leben zu fristen. Bei einer Fehkonkurrenz gewann ich den ersten Preis, etwa dreihundert Franken, eine Summe, mit der ich mich eine Zeitlang über Wasser halten konnte.

Aber das Bewußtsein, wieder über einige Mittel zu verfügen, machte mich so übermütig, daß ich, statt mich der gebotenen Sparsamkeit zu befleißigen, die öffentlichen Bälle zu besuchen begann. Bei der Gelegenheit machte ich Francines Bekanntschaft, die für mein ganzes Le-

ben entscheidend werden sollte. Ich traf sie auf dem Ball de la Montagne, und wir schlossen, wie das unter solchen Umständen nicht selten geschieht, bald Freundschaft. Francine behauptete sogar, mir treu zu sein, was sie aber nicht hinderte, sie und da einem Genieoffizier ihre Kunst zu schenken.

Eines Tages überraschte ich sie und fiel, von einer mir noch heute unerklärlichen Wut gepackt, über das Pärchen her. Francine konnte sich noch aus dem Staube machen, aber der Diebhaber blieb, ziemlich übel zugerichtet, auf dem Plage. Ich wurde erwischt, verhaftet und ins Gefängnis gebracht.

Während der Voruntersuchung bekam ich öfters Besuch von meinen ehemaligen Freundinnen. Francine, die davon hörte, wurde eifersüchtig, gab ihrem Offizier den Laufpaß, zog ihre Klage zurück und beschwor mich, sie zu empfangen. Ich war schwach genug, nicht nein zu sagen. Die Richter schlossen daraus, daß ich, im Einverständnis mit Francine, den Offizier in einen Hinterhalt gelockt hatte, und die Folge war, daß ich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Man brachte mich in den Petersturm, wo man mir eine Einzelzelle, genannt Dajenauge, anwies. Francine leistete mir Gesellschaft, sooft sie konnte, und den Rest der Zeit verbrachte ich mit den anderen Gefangenen. Unter ihnen befanden sich zwei ehemalige Feldwebel, Grouard und Herbau, beide wegen Fälschung verurteilt, und ein Gärtner, namens Voitel, der wegen Korndiebstahl sechs Jahre zu verbüßen hatte. Voitel war der Gegenstand allgemeinen Mitleids. Er verstand es, alle Gemüter mit seinem unablässigen Jammern zu rühren und besonders die Not der ihres Ernährers beraubten Kinder so herzerregend zu schildern, daß Grouard und Herbau sich bereit fanden, gemeinsam ein Gnadengesuch für ihn anzulegen. Wenigstens waren das ihre Worte.

Grouard beklagte sich, in dem geräuschvollen Saal, den er mit achtzehn singenden, schwappenden und sich streitenden Gefangener teilte, das Schriftstück nicht ablassen zu können, und ließ mich durch Voitel, der mir wiederholt kleine Gefälligkeiten erwiesen hatte, bitten, den beiden für ihre Schreibarbeit die Benutzung meiner Zelle zu gestatten. Das tat ich, wenn auch widerstrebend. Am nächsten Tage richteten sie sich häuslich bei mir ein, und auch der Kerkermeister erschien zuweilen, um an ihren heimlichen Beratungen teilzunehmen. Ich sah indessen, nichts Böses denkend, in der Kammer und plauderte mit den Besuchern und Besucherinnen, die täglich nach mir fragten.

Nach acht Tagen hieß es, das Schriftstück sei fertig und abgehandt, und man habe Hoffnung, daß die Gnade bewilligt werden würde. Achtundvierzig Stunden nach seiner angeblichen Absendung erschienen zwei Brüder von Voitel und speisten mit ihm am Tisch des Kerkermeisters. Kaum waren sie fertig, überbrachte ein Bote einen dicken Brief, den er dem Kerkermeister gab. Dieser öffnete ihn, warf einen Blick darauf und schrie in höchster Erregung: „Eine gute Nachricht! Voitel ist frei!“

Alle Anwesenden wollten das Dekret lesen und Voitel beglückwünschen. Aber er bestand darauf, das Gefängnis sofort zu verlassen. Seine Sachen hatte er schon am Tage vorher wegbringen lassen.

Am nächsten Vormittag kam der Gefängnisinspektor zur Kontrolle. Der Kerkermeister zeigte ihm Voitels Entlassungsschein. Der Inspektor hielt ihn für gefälscht und gab Befehl, Voitel bis nach erfolgter Prüfung in Haft zu lassen. In seinem Erstaunen war aber der Vogel schon ausgeflogen. Daraufhin wurde der Kerkermeister zunächst seines Amtes enthoben.

Mir wurde, als ich das alles hörte, schwind zu Rute, denn ich ahnte, daß ich irgend wie in die Sache verwickelt werden würde. Deshalb bat ich Grouard und Herbau, mir die reine Wahrheit zu sagen. Sie schworen mir bei allen Heiligen, daß sie nur das Gnadengesuch geschrieben hätten und über seinen schnellen Erfolg selbst überrascht seien. Ich glaubte ihnen zwar kein Wort, konnte aber, da ich keine Beweise hatte, nichts tun als abwarten.

Am nächsten Tage wurde ich in die Kanzlei gerufen, wo ich, der Wahrheit gemäß, ansagte, daß ich mit der Sache nichts zu tun und den beiden, wie auch der Kerkermeister bezeugen konnte, nur meine Zelle überlassen hätte, weil sie im Saal nicht genug Ruhe zur Abfassung des Gnadengesuchs gefunden hätten.

Die Wahrheit wurde nicht geglaubt. Voitel, der, bald darauf, in seinem Heimatsort festgenommen wurde, erklärte vor Gericht, daß Grouard, Herbau und Vidocq ihm zur Freiheit verholfen hätten. Nach diesem Geständnis wurden wir erneut vernommen. Ich blieb bei meiner ersten Aussage, aber ich konnte nicht verhindern, daß ich nach Ablauf meiner drei Monate nicht entlassen, sondern wegen Mithilfe bei der Fälschung einer öffentlichen Urkunde unter Anklage gestellt wurde.

Viel zu teuer.

„Wir bedauern“, beginnt das gedruckte Märchen, das uns eine junge Kabarettkünstlerin übermitteln — „wir bedauern, von Ihrem Offerte keinen Gebrauch machen zu können, da dieselbe für unser einfaches Volkskabarett viel zu teuer ist. Wir überlassen es Ihnen, uns neue, billigere Offerte zu machen. Hochachtungsvoll die Direktion Kasinotheater, Freiburg in Breisgau.“

Die junge Dame, eine Längerin, die mit dieser Karte beglückt worden ist, versichert uns, daß ihre Gageansprüche schon die denkbar niedrigsten gewesen sind. Es besteht also die größte Wahrscheinlichkeit, daß von vornherein jeder Künstler, der sich bei besagtem Kabarett um die Möglichkeit eines Gastspiels bewirbt, vor allem erst einmal die Mitteilung erhält, daß er viel zu teuer sei. Er bekommt es grundsätzlich und gleich gedruckt versichert.

Die Sache erscheint typisch. Sie erscheint so typisch, daß es wundernehmen sollte, wenn sie nicht von der ganzen Geschäftis- und Industriewelt schleunigst nachgemacht werden sollte. Jeder, der sich irgendwo bewirbt, bekäme zunächst einmal die grundsätzliche Mitteilung, daß er zu teuer sei. Denn bekanntlich verachten ebenso grundsätzlich alle Arbeitnehmer ihre Arbeitgeber übers Ohr zu haben. Und bekanntlich werden ja die Herren Arbeitgeber grundsätzlich angehäuert und zahlen stets und ständig mehr, als die Kraft, die ihnen zur Verfügung gestellt wird, wert ist.

Im Ernst des Lebens gesprochen: auch wenn sie's nicht gedruckt vor sich sähen, wüßten die Arbeitnehmer recht genau, daß sie dauernd im Preise gedrückt werden. Schließlich ist der Grundsatz „viel zu teuer“ ein Grund Satz, den man schon kennt: er läßt auf den Grund der Kapitalistenseele sehen. Stets wird dir deine Minderwertigkeit kargemacht.

Man sagt das mit der Minderwertigkeit nicht direkt, man schickt das Wirtschaftliche vor. Man sagt, man kann nicht mehr zahlen, und es gibt sogar Fälle, wo das sogar wahr sein mag. Aber das Selbstverständliche ist nach der Ansicht des Arbeitgebers nun, daß der Arbeitnehmer mit dem Preis, um den er seine Arbeit verkauft, wesentlich heruntergeht. Wäre nicht auch denkbar, daß der Unternehmer die Gewinnspanne verkleinert?

Es wäre denkbar. Aber es wäre nicht kapitalistisch, sondern moralisch gedacht. Denn daß wir im Zeitalter des „Not-Opfers“ leben, ist so zu verstehen: die, die Not leiden, müssen auch noch opfern.

„Viel zu teuer.“ Ist es ein Wunder, daß unter diesen Umständen vielen unter uns das Leben als gar nicht teuer erscheint? Man wirft ihnen dauernd vor: Deine Arbeit ist ja gar nicht so viel wert. Ist es erstaunlich, daß viele unter diesen Umständen ihr Leben auch nicht als wertvoll empfinden? Satt zu werden, wird ihnen so schwer gemacht, daß sie nun ihrerseits das Leben satt haben. Denn das Leben — es ist nämlich das einzige, wovon sie genug haben. Vielen, denen es einmal teuer war, ist es heute „viel zu teuer“.

Aber gedruckte Karten, wie die glossierten, sind nicht unschuldig. Es sind gewissermaßen Kondolenzkarten. Der Ton ist es, der auf ihnen die Trauermusik macht.

Erich Gottgeiren.

Ein Zechpreller härt sich die Situation.

Sehen Sie, verehrliche, achtbare Kellnerin! Ich werde nicht zahlen, ich als einziger von dieser Gästeschar . . .

Als heute früh in mein Bett die Sonne schien und als auch noch Sonntag morgen war. Ziel mir ein, daß ich mal wieder essen müßte. Das war, als Sie wohl noch in den Federn lagen

Und Ihr Ehemann oder Ihr Geliebter Sie küßte.

Auch ich hätte vorgezogen, zu zweit in den Kissen zu liegen,

Aber bei mir reicht das Leben jetzt nur zum Hungerkriegen

Oder zum Hungerbezwängen, und das seit Tagen.

Man kann trod'nes Brot essen, wenn man welches hat,

Man kann Betteln — Almosen nehmen ist nicht jedermanns Sache.

Manchmal läuft man vor Hunger nachts durch die Straßen der Stadt,

Aber der Hunger rennt mit, im Magen, auch im Gehirn hält er Wache

Heute früh, sehr früh schon, weckte er mich auf,

Und da hatte ich es über, ich bin kein Herbenausverkauf.

Ich stellte einfach fest: heute muß ich essen,

Morgen ist mit der Widerstandskraft vielleicht Schluß —

Mut haben ist nicht so schwer, wenn man ihn haben muß,

Und da hab' ich um ein Uhr hier am gedeckten Tisch gegessen.

Ringsum essen alle, und sie essen abends nochmal,

Ich nicht, ich weiß auch nicht, wie es morgen wird.

Die Freunde in der Not gehen auf eine gebrochene Zahl,

Es ist kein einziger da, der mir etwas borgen wird

Das Menü war gut, noch besser hat es geschmeckt,

Deht hab' ich mir auch die bestellte Zigarre angestekt:

Was glauben Sie, wie wohl ich mich jetzt fühle,

Was glauben Sie, wie sich das hühnen Kraft wieder rekt!

Soll ich Angst haben vor einem Häufen besetzter Stühle?

Die kennen mich nicht, das Leben ist eine tolle Geschichte,

Aber darum zu wissen, steht ihnen allen nicht im Gesichte . . .

Kauf, runter, schief, wieder grad — eine Nummelplaybahn,

Die ahnen es nicht, auch nicht, daß es sehr schön sein kann,

An einer Kurve nicht gegen den Asphalt zu schmettern,

Sie sangen alle den Tag nicht mit demselben ersten Frühstück an,

Sie gehen hübsch unter gleichem Schirm bei wdrigen Wettern.

Gut, mögen sie! Mögen sie weiter auch sich mechanisieren lassen! . . .

Ich werde jetzt, meine Verehrte, den rechten Moment erfassen,

Sie stouern eben dort nach dem hinteren Lokale: Also los! Zum Ausgang! Für alles besten Dank!

Und wenn ich nicht mit barem Geld bezahle: Ich hab' keins, denn andre haben davon zu viel auf der Bank . . .

Zechpreller sein? Ich mache durch dieses Wort einen Strich.

Es ist essbar, nichts als essen, sich satt machen.

Vielleicht haben Sie einen gütigeren Gott als ich,

Dann wird er die Rechnung schon irgendwo glatt machen.

Die rte.

Die Tüge des Anwalts.

Von Paul Morgan.

„Von diesen Dingen verstehen Sie eben nichts, lieber Freund“, sagte der alte Landgerichtsrat I. B. zu dem dicken Bankdirektor.

Die Herren hatten sich wieder einmal an ihrem Donnerstag-Stammtisch schiedlich aufgeregt. Die Debatte drehte sich diesmal um das Für und Wider der Todesstrafe. Der weißbärtige Jurist tobte, weil die Mehrzahl für ihre Abschaffung war. Der Kommerzienrat hatte einen roten Kopf bekommen und sich sogar hinreißen lassen, die Ansichten des Landgerichtsrates „verpöppeln“ zu nennen.

Der Wirt des Braunen Löwen winkte dem Oberkellner. Stumm brachte dieser eine neue Lage Märgenbier, um die hitzige Stimmung ein wenig abzukühlen. Eine Pause war entstanden. Wollen von Zigarettenrauch stiegen auf, niemand sprach, bloß der Apotheker ließ sein tiefsinniges „Ja . . .“ vernehmen, womit er jede Gesprächsstockung zu überbrücken pflegte. Die peinliche Stille wurde schließlich vom Rechtsanwalt unterbrochen, der die ganze Diskussion schweigend mit angehört hatte.

„Darf ich Ihnen eine wahre Geschichte aus meiner Praxis erzählen, meine Herren? Sie paßt zum Thema und wird Sie sicherlich interessieren.“

Sie erinnern sich vielleicht noch an den Sensationsprozeß gegen die Mörderin Juliane Hummel. Ein grauenhafter Fall — die Frau hatte ihr eigenes Kind getötet, die Leiche zerstückelt und im Küchenherd verbrannt. Eine menschliche Bestie, die keinerlei Mitleid erregte, als sie von den Geschworenen mit 12 Stimmen „Ja“ zum Tode durch den Strang verurteilt wurde.

Die Hummel war schwerhörig, fast taub gewesen, die Urteilsverkündung verstand sie nicht und ich, der Verteidiger, mußte auf Ersuchen des Vorsitzenden in der atemlosen Stille des Gerichtssaales durch ein Höhrrohr die Worte wiederholen: „Frau Hummel, das Gericht hat Sie zum Tode verurteilt!“

„Wird man mich begnadigen?“ fragte sie, von Todesangst geschüttelt.

„Ich bin überzeugt davon“, antwortete ich und versuchte, meiner Stimme einen sicheren Klang zu geben.

Wochen vergingen, die eingebrachte Berufung wurde natürlich verworfen, die darauf folgende Bitte um Begnadigung abgelehnt.

Und von diesem Augenblick an, da der Tod mit absoluter Gewißheit vor ihren Augen stand, begann die Mörderin — zu schreien. Sie brüllte ohne Unterbrechung. Durch die Korridore gelte das entsetzliche, tierische Geulen, diese in Tobsucht ausgeartete, grausige Furie vor dem Ende. Durch die dicken Mauern drang das Schreien, die anderen Gefangenen hielten sich verzweifelt die Ohren zu, drückten ihre Schädel in harte Kopfkissen, einige bissen sich die Hände blutig, um nicht einzustimmen in das infernalische Kreischen.

Selbst den an Aurdäbares gewöhnten Wärtern ging es durch Mark und Bein. Man polsterte an die Gelltür, versuchte sie zu beruhigen — sie ließ niemanden zu Worte kommen, hörte nicht, bewarf den Seelsorger mit ihrem Gespöck — dabei immer weiterbrüllend, ohne Ermüdung, ohne Atempause. Am nächsten Morgen rief man mich. Ich sollte sie irgendwie zur Besinnung bringen. Besinnung?

Vorank? Daß es in 48 Stunden mit ihr aus sei? Daß es keine Hoffnung mehr gäbe?

Man öffnete mir die Eisentüre. Und da nahm ich alle Heuchelei, deren ein Mensch fähig sein kann, zusammen. Ließ die Türe hinter mir schließen, blieb ruhig stehen, lehnte mich an die Wand und lächelte. Sah lächelnd auf die Rasende, nickte ihr freundlich zu und legte den Finger geheimnisvoll auf den Mund. Die Beurteilte starrte mich an, das Schreien wurde leiser, wandelte sich in Stöhnen, schließlich war sie ganz still. Sprechen oder fragen konnten nur ihre Augen. Ihre Zähne klapperten. Ich sah mich um, als fürchte ich, belauscht zu werden. Ging dann ganz dicht an sie heran, nahm das Hörrohr und flüsterte ihr geheimnisvoll ins Ohr:

„Sie, Frau Dalkane — ich kann das nicht länger ansehen, was die hier mit Ihnen treiben. Ich muß Ihnen ein Geheimnis verraten. Aber wehe, wenn Sie es ausplaudern! Dann geht's mir an den Kragen! Also passen Sie gut auf: Der König hat Sie selbstverständlich begnadigt. Aber der Justizminister, wissen Sie, der ist ein ganz raffinierter Kerl! Er hat dem König eingeredet, Sie haben eine schreckliche Strafe verdient, und wenn man Sie schon nicht umbringt, sollen Sie trotzdem die Todesangst bis zum allerletzten Augenblick durchkosten. Das heißt, man wird Ihnen die Nachricht von der Begnadigung erst dann überbringen, wenn Sie schon unterm Galgen stehen! Bis dahin will man Sie im Glauben lassen, es ist nichts mehr zu machen — Schluß mit Ihnen — erledigt — abgemeldet für diese Welt! Der König wollte erst nicht, daß man mit einem menschlichen Wesen solche grausame Wige macht, — aber der Justizminister hat nicht nachgegeben und gedroht, er geht in Pension, wenn er seinen Willen nicht durchsetzt. Und so hat der König schließlich ja gesagt.“

Also, Frau Hummel, vernünftig sein! Lassen Sie diese Leute die ganze Komödie aufspielen! Sie bleiben ruhig und gefaßt, beachten hübsch fromm dem hochwürdigen Herrn Anstaltsgeistlichen, bestellen sich ein erstklassiges Essen — aber Sie dürfen sich ja nicht verraten, wenn die Herrschaften so tun, als wäre das Ihre Henkersmahlzeit — nicht etwa lachen, das würde auffallen — und dann gehen Sie ganz beruhigt und zuversichtlich zu der Maschine, die im Gefängnis Hof zum Spaß aufgestellt sein wird. Dann zählen Sie leise bis 10 und — husch — wird da einer mit einem weißen Tuch in der Hand hereinströmen und „Halt!“ rufen. Dann wird man Sie losbinden und freilassen. Und überall wird man sagen: Na, die Hummel — was muß die durchgemacht haben — sie ist bestraft genug. Die Mörderin hatte mit offenem Munde zugehört. Sie stöhnte: „Ist das auch wahr, Herr Doktor?“

„Weßhalb sollte ich Sie belügen? Ich — Ihr bester Freund?“ Nie hätte ich gedacht, daß eine Lüge so schwer sein könnte.

Der Anwalt schwieg einige Minuten. Niemand sprach ein Wort. Wirt und Kellner brückten sich betreten an den Wänden herum.

„Und hier, meine Herren“, führt der Anwalt fort, „ist der Zeitungsausschnitt, der von den letzten Stunden der hingerichteten Mörderin Juliane Hummel berichtet. Ich trage ihn stets in meiner Brieftasche. Hören Sie:“

„Nach dem Besuche ihres Verteidigers wurde die Hummel merkwürdig ruhig. Sie schrie nicht mehr, oh und trank mit Appetit, verweilte mit dem Geistlichen im frommen Gebet, man sah sie sogar manchmal — lächeln. Niemand konnte sich diese rasche Wandlung aus irrsinnigster Verzweiflung in deraut unheim-

liche Gefäßheit erklären. Sie schlief ganz fest die ganze Nacht — das rätselhafteste Lächeln im Antlitz.“

Als sie zum letzten Gang geholt wurde, schritt sie ruhig an der Seite des Geistlichen in den Hof, betrachtete ohne Schandern den Galgen und blickte sonst gespannt auf ihren Verteidiger, dem sie manchmal zunichte, als handelte es sich um eine geheime Zeichensprache. Dann sah sie zu der kleinen Türe, durch die sie geführt worden war, und hinter der das Leben weiterging. Jungen behaupten, sie hätte unter dem Galgen noch unhörbar die Lippen bewegt. Wahrscheinlich betete sie. Mit einer blühschellen Bewegung hatte sie urplötzlich der Henker gepackt, die Schlinge schnürte ihren Hals.

Juliane Hummels Verbrechen hatte keine Sühne gefunden.“

Noch nie war die Stammtischrunde so still auseinandergegangen wie heute.

Was mancher nicht weiß.

Daß der Durchschnittsmensch ein sehr geringes Gefühl für Zeit hat, wurde kürzlich wieder durch ein Experiment bewiesen. Man rief nämlich einige Männer zusammen und stellte ihnen die Aufgabe, nach Ablauf einer Minute die Hand zu heben. Es zeigte sich, daß die meisten schon bei zweiundzwanzig Sekunden die Minute abgelaufen glaubten, während die richtigste Schätzung bei siebenundvierzig Sekunden stehen blieb.

In Island und Nordibirien ist die höchste Lebensdauer siebzig Jahre, die gemäßigten Zonen dagegen begünstigen hohe Lebensalter. So sind Island und Bulgarien bekannt wegen ihrer vielen Einwohner, die ein Alter von hundert Jahren überschreiten.

Der Durchschnittsmensch von fünfzig Jahren hat in seinem Leben 25 Tonnen Nahrung zu sich genommen.

Die Vereinigten Staaten sind das Paradies der Versicherungsgesellschaften. Dort beträgt die Gesamtsumme der abgeschlossenen Lebensversicherungen rund 400 Milliarden Mark. Es wird damit gerechnet, daß diese Summe sich innerhalb zehn Jahren verdoppeln wird. Dreihundert Leute in den Vereinigten Staaten sind je für eine Million Dollars oder mehr versichert.

— Heiteres. —

Küchengeheimnisse. Ein junger Chemann fragt beim Essen: „Nun sage mir bloß, Liebling, wonach schmeckt denn der Filetbraten? Er riecht auch so merkwürdig!“ — „Ja, Liebling, ich weiß es nicht, ich habe mein Bestes getan! Ich habe sogar die Zwiebeln, damit sie nicht so entsetzlich riechen, mit kölnisch Wasser abgewaschen!“

Gefegneter Fischfang. Der Pastor sah am Bache. Rechts von ihm sah seine Nichte Lucie. Links von ihm sah seine Nichte Bettie. Da ging der Angler Schmitz vorbei und fragte freundlich: „Na, haben Sie irgend etwas geangelt?“ Der Pastor wandte sich würdevoll um: „Ich angle nicht.“ — „So Sie angeln nicht? Ich dachte, Sie angelten!“ — „Ich bin ein Menschenfischer, aber ich töte keine unschuldigen Tiere.“ — „Ein Menschenfischer?“ fragte der Angler Schmitz erstaunt. Dann zog ein breites Grinsen über sein Gesicht, und mit einem Blick auf die Damen Lucie und Bettie sagte er: „Eins muß man Ihnen lassen: Verdammte hübsche Köder haben Sie sich zugelegt!“

Der Unternehmer im Bade. „Wie bringen Sie es nur fertig, solange unter Wasser zu bleiben?“ — „Sehr einfach, ich bilde mir ein, am Ufer steht eine Abordnung meiner Arbeiter und verlangt eine Lohnzulage.“

Richtig. „Leider kann ich meine Rate in dieser Woche nicht bezahlen!“ — „Das haben Sie ja in den beiden vorigen Wochen auch gesagt!“ — „Na, und? Habe ich nicht Wort gehalten?“

Standesamt. Ein Berliner war im Sommer zur Kur in einem kleinen Schwarzwalddorf. Eines Abends unterhielt er sich mit dem Bauern im Hofe, es dämmerte schon. Da trieb die Magd noch eine Kuh aus dem Stall, um sie zum Euter zu führen. Der Kurgast, der das bemerkte, wunderte sich und fragte arglos die eben vorbeigehende Magd, wo sie denn so spät mit der Kuh hin wolle. Verlegen sieht die Magd den Gast an und wird rot bis hinter die Ohren. Auf einmal ruft sie: „Zum Standesamt!“

Er möchte. Aniewärmer kommt zum Notar. „Ich möchte ein Testament aufsetzen lassen. Ich möchte zwei Millionen geben als Stiftung. Die Zinsen daraus sollen jedes Jahr verteilt werden an den Mann, der den besten Gannertid des Jahres erfunden hat. Zwei weitere Millionen möchte ich vermachen als Stiftung für das Mädchen, das im Jahre auf die seltsamste Art zu einem Kind gekommen ist. Eine Million möchte ich meinem Hausknecht hinterlassen. Drei Millionen möchte ich...“

— Unterbricht der Notar: „Aber bester Herr Aniewärmer, haben Sie denn so viel Vermögen?“ — Sagt Aniewärmer: „Nein, Herr Notar! Ich hab' gar nig. Ich bin überhaupt pleite. Ich habe ja auch nur gesagt, daß ich das alles möchte.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 19.
Von Gen. Schloßer Heinrich, Graupen-Original.
Schwarz: Kc4; Td2, d6; Sc2, g4; Bc5, e6, f4. (8 Fig.)



Weiß: Kc3; Td5; Le2, h6; Sd7, f1; Bc4, f2, g2. (9 Fig.)

Matt in 2 Zügen.
Lösungen sind bis spätestens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwettnitz, einzusenden.

Schachnachrichten.
Bezirkswettkampf I. (Aussig) gegen II. Bezirk (Teplitz). Am 7. Dezember trug die Teplitzer Bezirksmannschaft in Aussig, „Volkshaus“, gegen die dortige Bezirksmannschaft an 10 Brettern einen Wettkampf aus, welchen die Gäste 8½ : 1½ Punkten für sich entscheiden konnten. Das Rückspiel findet am 4. Jänner 1931 in Teplitz, Restaurant „Germania“, um 9 Uhr vormittags statt.
Schach.